

Unverkäufliche Leseprobe



Marc Augé
Tagebuch eines Obdachlosen
Ethnofiktion

Aus dem Französischen von Michael Bischoff
103 Seiten, Paperback
ISBN: 978-3-406-63080-4

Weitere Informationen finden Sie hier:
<http://www.chbeck.de/9329183>

Mittwoch, 19. März

Ich habe schon immer von Flucht geträumt. Solche Szenen verfolgen mich oft in meinen Nächten. Es sind nicht immer dieselben, aber jedes Mal bin ich von Feinden umgeben, die meine Anwesenheit wie durch ein Wunder nicht bemerkt haben. Auch die Auflösung wiederholt sich, und zwar in zwei Varianten. Entweder schleiche ich mich heimlich davon und versuche, unbemerkt zu bleiben, oder ich stürme panisch los und laufe mit größter Geschwindigkeit davon, als säße mir der Tod im Nacken. Manchmal verbinden sich beide Szenen auch in ein und demselben Traum. Ich versuche, mich heimlich davonzustehlen, aber jemand bemerkt mich, zeigt mit dem Finger auf mich, und ich stürze Hals über Kopf davon. Das Ergebnis ist in beiden Fällen dasselbe: ein plötzliches, erschrockenes Erwachen, in dem die Angst, mich wieder den alltäglichen Scherereien stellen zu müssen, schon bald wieder die Oberhand gewinnt über die Erleichterung, meinen Dämonen entkommen zu sein – diesen Dämonen, die ich nicht zu benennen

vermag, die aber regelmäßig wiederkehren und mich verfolgen.

Wenn ich mich dagegen im Wachleben zu der Vorstellung hinreißen lasse, ich könnte alles aufgeben, was mir so natürlich und zugleich so erdrückend erscheint, um anderswo mein Glück zu suchen, beschleunigt sich meine Blutzirkulation, und aufwallende Glücksgefühle nehmen mir den Atem, so dass ich fast erstickte. Dann beruhigt sich alles wieder und kehrt zur gewohnten Ordnung zurück. Ich mache es wie die Opernchöre. «Vorán! Vorán!» träume ich, aber ich trete auf der Stelle.

Heute möchte ich gerne wissen, ob mein bevorstehender Umzug einen Anfang oder ein Ende markieren wird. Vielleicht ist es naiv, sich in meinem Alter solch eine Frage zu stellen. Die Zwangslage, in der ich mich befinde, kam unerwartet, ist aber unabweislich. Ich muss mich erst noch daran gewöhnen. Nun bin ich einmal gezwungen zu handeln und weiß nicht recht, ob ich vor einem Neuanfang stehe oder vor dem endgültigen Ruin. Ich werde Bilanz ziehen, aber versuchen, mich an die buchhalterische Seite der Dinge zu halten. Schließlich geht es hier um sie.

Meine Pension als Finanzbeamter beläuft sich auf etwas weniger als zweitausend Euro monatlich. Meine erste, vor unendlicher Zeit geschlossene Ehe endete nach nicht einmal vier Jahren mit einer Scheidung. Das Urteil lautete «lebenslänglich»: Ich wurde zur Zahlung eines

an irgendeinen Index gekoppelten Unterhalts verurteilt, der sich heute auf achthundertfünfzig Euro monatlich beläuft. All das wäre nicht so schlimm, wenn da nicht vor kurzem meine zweite Scheidung gewesen wäre. Alles in allem konnten wir vom Gehalt meiner Frau, die ebenfalls im Finanzamt arbeitete, die Miete und ein paar Fixkosten bezahlen und von meinem Gehalt das Essen. Sie hat nichts von mir haben wollen, sie ist nicht geldgierig, aber sie ist ausgezogen und hat mir die Wohnung überlassen: tausendvierhundert Euro Miete im Monat, einschließlich der Nebenkosten. Rechnen Sie selbst!

Freitag, 21. März

Der Antiquitätenhändler war da. In Wirklichkeit ist er nur ein kleiner Trödler. Aber er hat lebhaftere Augen und einen feinschmeckerischen Blick. Ich wusste gleich, dass er mich übers Ohr hauen würde. Seine Zungenfertigkeit ging mir von Anfang an auf die Nerven. Und dass er alle naslang ein «ehrlich» oder «offen gesagt» einstreute, empfand ich als wiederkehrenden Hinweis auf seine betrügerischen Absichten. Trotzdem war mir gleich klar, dass ich sein Angebot ohne weitere Diskussionen annehmen würde. Die Hast, es hinter mich zu bringen, lähmte mich. Um den Preis der Kommode habe ich ein wenig gehandelt. Sie stammt aus dem 18. Jahrhundert, und ich hatte sie vor zehn Jahren von meiner Mutter geerbt. Man hatte sie mir gegenüber stets als echt bezeichnet. «Ein wunderschönes Stück», hatte der Spediteur gesagt, der sie mir in die Wohnung brachte. «Wenn es Ihnen lieber ist, können wir sie bei Drouot einliefern», schlug der Trödler vor, «aber das wird dauern». Ich winkte ab. Am Ende erklärte er sich

bereit, alles in der kommenden Woche abzuholen, einschließlich des alten Kühlschranks und des ramponierten Küchenherds, und er stellte mir einen Scheck über viertausend Euro aus. Ich wusste, dass er mich damit unter Druck setzen wollte. Aber gut. Er fragte mich, ob ich mit dem Einlösen des Schecks noch ein paar Tage warten könnte. «Es ist genug Geld auf dem Konto», erläuterte er, «aber nächsten Dienstag will ich in der Provinz ein paar Geschäfte machen, und dann wäre ich liquider.»

Am peinlichsten war mir der Augenblick, als er mit seinen beiden indischen oder pakistanischen Helfern das Zimmer auszuräumen begann. «Wir könnten auch gleich anfangen», sagte er. «Stört es Sie, wenn ich Ihr Bett mitnehme? Der Lattenrost und die Matratzen bringen nichts mehr, und Ihr Kleiderschrank lohnt die Mühe nicht, aber dann sind wir am Montag schneller fertig.» Ich sagte ihm, dass es mich nicht störe, ich würde auf dem Sofa im Wohnzimmer schlafen. Ich sagte ihm, er solle auch den Wandspiegel mitnehmen (den wir auf dem Flohmarkt in Saint-Quen gekauft hatten) und den ganzen Nippes und die Schmuckkästchen und all die Postkarten, die auf dem Kaminsims standen. Er bat mich um die Erlaubnis, ein Kleid mitzunehmen, das meine Frau im Kleiderschrank vergessen hatte. Nach nicht einmal zwei Stunden war das Zimmer vollkommen leer.

Für mich hatte diese vollständige Räumung den Vorteil, dass ich die Kosten für die Einlagerung der Möbel sparen konnte. Ich habe niemanden etwas gesagt. Nichts in der Hand, nichts in der Tasche. Besser als ein Zauberünstler: Ich lasse mich selbst verschwinden.

Ich hatte daran gedacht, eine kleine Einzimmerwohnung zu suchen, eine *studette*, wie das im Jargon der Immobilienanzeigen hieß, ein einfaches Zimmer zum Schlafen, elf oder zwölf Quadratmeter groß, mit Kochnische und Duschecke. Doch trotz all der freundlichen Verkleinerungsformen in den Anzeigen der Makler findet man unter sechshundert Euro Monatsmiete selbst im 19. oder 20. Arrondissement nicht einmal ein Rattenloch. Und dazu kämen dann in jedem Fall noch ein paar Nebenkosten. Mit den vier- oder fünfhundert Euro, die mir blieben, käme ich nicht weit. Wenn ich es mir ein wenig bequem machen will, muss ich unbedingt das Geld für Miete, Telefon und Fernsehen einsparen. Ich werde auch auf das Handy verzichten. Das führt nur dazu, dass ich von Zeit zu Zeit von Leuten angerufen werde, die mir gleichgültig sind und die mir auf den Geist gehen. Aber diese Typen schaffen es, einem unmögliche Verträge aufzudrängen, und ich ahne schon, dass es mich einiges kosten wird, davon loszukommen – beim alten Telefon könnte man auch «auflegen» sagen, aber für sanfte Drogen wie Handy oder

Fernsehnachrichten ist «loskommen» wohl der bessere Ausdruck, oder?

Morgen gehe ich zur Concierge. Sie weiß, dass ich ausziehe, und ich werde sie bitten, mit den Hauseigentümern einen Termin für die Wohnungsübergabe zu vereinbaren – oder eher mit Vertretern der Versicherungsgesellschaft, der das Haus gehört. Ich habe zwei Monatsmieten Kautionszahlung gezahlt, die ich zurückhaben möchte. Ich werde einigermaßen entschieden über die Löcher in der Wand und die stellenweise etwas fleckige Decke diskutieren müssen: Normale Abnutzung, Euer Ehren. Aber ich spüre schon jetzt, dass sie die Kautionsrückzahlung kürzen werden und dass ich nicht protestieren werde. Nicht dass sie mir Angst machten, aber ich finde es schrecklich, mit solchen Leuten zu diskutieren. Die Concierge dagegen finde ich sympathisch. Sie hat bemerkt, dass ich seit einigen Monaten allein lebe, aber sie hat nichts gesagt. Sie hat mir kürzlich anvertraut, dass sie mit ihrem Mann 2013 in ihr Dorf nach Portugal zurückkehren will und dass sie Angst hat, sich dort zu langweilen. Vielleicht wollte sie mich damit zu Vertraulichkeiten bewegen, aber ich bin hart wie Marmor geblieben.